

Das Fenster [Fortsetzung]

Autor(en): **Lang, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wie sich Roman Henry umfah, sah Gabriele auf dem Bett und ließ ihre Beine hin- und herbaumeln.

"Du hast geschlafen?" fragte sie.

"Ja, bist du lange hier?"

"Schon eine Stunde..."

Nun war es etwas dunkel geworden. Gabriels Silhouette stand schmal und zierlich gegen die Wand. Und die Kissen und Bettlaken waren in der Dämmerung ganz grau. Die Straße aber erschien weiß, wie in einem Nebel.

Gabriele trat näher an Roman Henry heran. Sie hatte noch den Hut auf und die Handschuhe an.

"Liebster..." sagte sie nur leise und fuhr ihm mit ihren kleinen Händen über das Gesicht.

Sie sah zum Fenster hinaus, und er folgte ihrem Blick. Niemand war unten.

"Warum siehst du da hinaus?" fragte er unvermittelt.

"Darf ich das nicht?" Gabriele lächelte etwas verschämt.

"Ich wollte dich fragen, woran du denkst..." sagte er jetzt und lehnte sich zurück.

"Ich finde, daß dieses Fenster merkwürdig ist, so ganz bis zum Boden, hoch wie eine Wand..."

"Findest du?" Roman Henry sann eine Sekunde nach. Es mochte wohl so sein. Aber was ging ihn das an.

Gabriele sprach jetzt von der Schneiderin. Sie hatte ein Kleid probiert, und er sollte auch einmal hinkommen, um es sich anzusehen.

"Ja... gewiß..." sagte Roman Henry, und Gabriele wußte, daß er nie hingehen würde; denn er konnte ja die vielen Treppen nicht steigen, selbst wenn er noch den guten Willen gehabt hätte.

Gabriele entdeckte auf dem Tisch einen Brief und hielt ihn im Halbdunkel gegen die Fensterscheibe.

Roman Henry war erschrocken, tat aber, als ob ihn das Schreiben gar nicht interessiere. Konnte es vom Prinzen sein? War etwas mit ihm geschehen?

Gabriele drehte das elektrische Licht auf.

Der Brief war vom Arzt. Er enthielt ein Rezept.

Roman Henry atmete ruhiger.

Er hielt das Papier in der Hand: "Seit zwei Jahren hat sich die Konzentration der Lösung genau verdoppelt..." sagte er.

Gabriele stand vor dem Spiegel beim Kamin. Sie steckte ihre Haare zurecht. Dann fragte sie mit einer vor Verlegenheit fast zwitschernden Stimme: "Ist es möglich, daß dies in zwei Jahren noch einmal geschieht?"

"Nein..." antwortete Roman Henry, sprach aber nicht weiter darüber.

Gabriele hatte sich gesetzt und schien in eine Betrachtung versunken. Sie hatte die Lider halb geschlossen, als sähe sie nicht auf den Boden, sondern auf ihre Oberlippe. Ihre Nasenflügel vibrierten leise.

"Du denkst daran, wie dies zu Ende gehen soll?"

Roman Henry war etwas vornübergeneigt und beobachtete sie scharf, als freute es ihn, ihre Verlegenheit zu vertiefen.

"Ja, daran denke ich," sagte Gabriele einfach, und Roman Henry fühlte, wie ihr das Weinen in den Mund kroch.

"Du bist eine treue Seele..." Seine Stimme klang sanft und streichelnd. Gabriele aber ließ sich ganz gehen und schluchzte jetzt laut und anhaltend.

Roman Henry ließ sie sich ausweinen und blieb still, um sie nicht zu stören. In seinem Innersten aber war ihm eine Weile unendlich wohl. Er empfand dies alles wie eine Stütze für sich.

Gabriele war aufgestanden und vor den Spiegel getreten. Nun lachte sie. Sie hatte sich den ganzen Puder weggeweint. Sie ging zum Waschtisch, wusch sich die geröteten Augen aus und begann dann, auf die Lippen und in die Augenwinkel ein klein wenig Rot aufzulegen. Dann puderte sie sich.

Als sie sich wieder nach Roman Henry umfah, lächelte er mild und schaute in ihr rundes kokettes Kindergesicht.

* * *

Sie gingen jetzt jeden Abend auf eine Stunde in den Cinéma. Roman Henry mußte das haben für seine Augen. Das Flirren der Bilder brachte in ihnen im Verlauf einer kurzen Zeit eine derartige Ueberanstrengung und Müdigkeit hervor, daß er darauf schlafen konnte. Dies hatte er als Rettungsmittel gefunden, und er bangte schon jetzt vor dem Moment, da die Nerven so sehr daran gewöhnt wären, daß die Wirkung ausbliebe.

Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen.

Gabriele saß ruhig und trug neben Roman Henry.

"Wie ist dir?" fragte er.

"Ich habe zuviel gegessen," sagte sie und sah mit einem weichen, verschleierten Blick zu ihm auf.

Roman Henry lachte laut.

Auf den Sitzen nebenan saßen Soldaten und Frauen, die keine Hüte trugen, sondern nur ein Tuch um den Kopf geschlagen hatten, das jetzt auf ihrem Schoß lag.

Ein Hündchen lief plötzlich in den Saal und hinterher ein Kind. Die Frauen waren vergnügt und sagten: "Wie nett das Kind ist!" Und eine nebenan erzählte ihrer Nachbarin von ihrem Sohn, der in Algier Kaufmann war.

"Er hat eine sehr schöne Stellung..." sagte sie und war so stolz.

Das Kind hatte jetzt das Hündchen um den Hals gefaßt und war umgefallen. Alle hoben sich von den Sitzen und schauten. Da lief aber ein junges Mädchen herzu in einem dunkeln Rock und in roter Bluse. Dies war die Mutter des Kleinen.

"Wie jung sie noch ist!" sagte Gabriele und hatte ganz andächtige Augen.

Vorn begann jetzt der Klavierspieler einen Marsch zu hämmern. Er spielte ganz unmotiviert laut. Inzwischen fingen die Leute wieder zu reden an.

Die ersten Bilder interessierten Gabriele wenig. Sie wartete mit Ungeduld auf die Geschichte mit dem Polizeihund. Roman Henry sah starr auf die belebte schimmernde Fläche und empfand nur die Bewegung der Lichter

und Schatten, ohne an einen Inhalt zu denken. Zuweilen schloß er die Augen und fühlte dann nur die Gegenwart Gabrielens, die etwas eingeknickt neben ihm saß.

Es war wieder hell und schon ein halbes Duzend von Bildern vorbeigegangen, als Gabriele seine Hand faßte. „Jetzt muß es kommen . . .“ sagte sie.

Aber es war erst das übernächste Bild.

Da verkauften zwei Apachen einem Polizeikommissär einen Hund, der auf Polizisten dressiert war. Und wie die beiden mit meckernden Gesichtern zur Türe hinaus verschwanden und der erste Polizist austrat, fuhr er ihm in die Beine und jedem, der nach ihm kam.

Gabriele zitterte vor Glück und kniff Roman Henry vor Freude, daß er ihre Hand am Knöchel faßte und wie ein Stück Holz vor sich hin hielt.

Die Polizisten stürzten und purzelten über die Straße, rannten Stiegen hinauf, über Dächer weg, versanken plötzlich alle in eine Kloake. Oben aber schnupperte der Hund.

Roman Henry berührte am merkwürdigsten, wie sie alle von einem Dach herunter aufs Pflaster sausten, wie Gummimänner sofort auf den Beinen und wieder fort waren. Dies blieb ihm im Auge. Der Fall. Der weiße Streif die Wand hinunter.

Auf dem Programm las er: „Moustache — denn dies ist des Hundes Name — hat nun wieder einmal bewiesen, daß der Hund wohl der wahre Freund des Menschen, nie aber der Polizisten ist.“

Gabriele war begeistert und fand dies ganz richtig und durchaus ihrem Empfinden entsprechend. Aber Roman Henry war schon müde und wollte gehen.

* * *

Die Uhr an der Eglise de la Sorbonne hatte zwei geschlagen. Gabriele lag wach und glaubte, Geräusch in Roman Henrys Schlafzimmer zu hören.

Er ging wohl zwischen dem Tisch und dem Fenster hin und her, wie er es oft tat.

Von der Straße her drang langanhaltendes Schreien und Gesang. Dann das Schnauben der Eisenbahn, die jetzt den Boulevard St. Michel hinunter zu den Halten fuhr.

Gabriele reckte sich wohligh in den warmen Decken. Jetzt war es draußen grau und kühl. Die Cafés wurden dunkel, und die Gasflammen hingen trüb in der dunstigen schweren Luft. Nur unten bei der Boulangerie standen noch Menschen mit müden Augen und schlaffen Gesichtern und lauten vor der Türe Sandwichs. Dazu schäkerten die Mädchen, die die ganze Nacht noch keinen Herrn gefunden. Ihre Stimmen aber waren grell und gezwungen, wie jemandes, der mit halb erstarrtem Gesicht noch Komödie spielt.

Gabriele jann über diese Merkwürdigkeiten, als Roman Henry nebenan das Fenster öffnete. Dann war es eine Weile regungslos still.

Gabriele hatte sich im Bett aufgerichtet. Nun hörte sie, wie er oben am Laden den Haken zog.

Sie hatte einen seltsamen Eindruck. Als ob der Laden gar nicht von innen, sondern von außen geöffnet worden wäre. Aber das war ja nicht möglich; denn sie befanden sich in der dritten Etage.

Gabriele fürchtete sich plötzlich und wußte nicht wor. Eine ganz gräßliche Geschichte fiel ihr ein, die ihr die Mutter einst erzählt, da in Paris — es war für ihre Mutter eine unerhört gefährvolle Stadt — ein Mensch in einem rätselvollen Bett im Schlaf von der niedersinkenden Decke erstickt worden war.

Man konnte sich dies gar nicht vorstellen, und wenn ihr auch der Gedanke, starr dazuliegen und zu sehen, wie der Plafond, gleich einer Presse, immer näher kam, als ein widerwärtiger, wüster Traum erschien, floß ihr doch jetzt ein peinliches Gruseln bis in die Fußspitzen.

Erst dachte sie daran, zum Waschtisch zu laufen und das Gesicht ins kalte Wasser zu stecken. Dies half ihr sonst gegen die Gespenster. Aber würde das Roman Henry nicht auffallen? Er wüßte dann, daß sie sich gefürchtet. Und dies wollte sie nicht.

Doch es litt sie nicht mehr im Bett. Sie stand auf und schob sich leise gegen die Türe, die auf einmal offen stand. Gabriele wußte auch später nicht, ob sie sie in Wirklichkeit selbst geöffnet oder ob sie nur angelehnt und von einem Windzug aufgegangen war. Der Vorgang entzog sich ganz der Kontrolle ihres Bewußtseins. Sie war aber so erschrocken, daß sie keinen Laut von sich gab oder vielleicht nur leise und kläglich wimmerte.

Vor ihr stand das Fenster weit offen, und Roman Henry hing regungslos über den Eisenstab weg in die Nacht hinaus.

Eine martervolle Beklemmung stieg ihr langsam vom Magen zum Hals hinauf. Angewurzelt blieb sie stehen und starrte nach dem leblosen Körper, der wie ein Tuch über die Stange lag. Der gelbe Pyjama hing ihm weit und schlotterig um die Glieder und ließ sie in grotesken, unwirklichen Formen erscheinen. Vom Kopf und den Armen sah sie nichts.

In den nächsten paar Sekunden hatte sie sich damit abgefunden, daß er tot sei. Ihr Gehirn konstatierte dies einfach und klar, ohne daß sie irgend eine Empfindung damit verbinden konnte.

Sie fühlte noch keinen Schmerz, sondern nur einen furchtbaren Druck auf der Brust und den Eingeweiden.

Erst konnte sie noch an ihm vorbei auf die Straße sehen. Das Pflaster war naß und glänzend. Dann weinte sie leise. Wie ein Kind hockte sie am Boden.

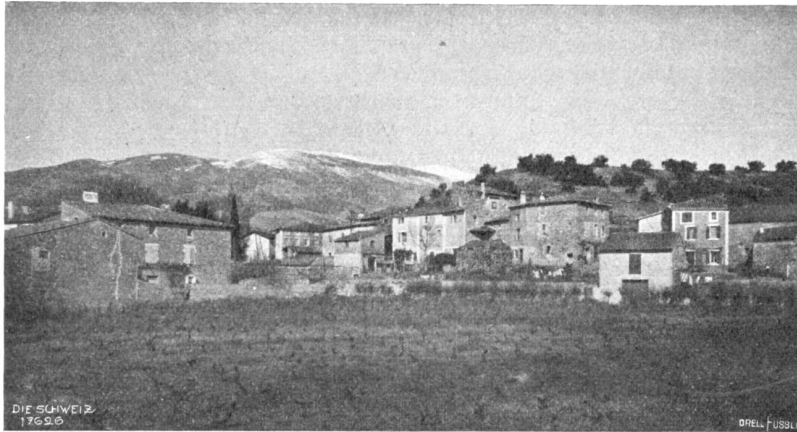
Da richtete sich Roman Henry auf und sah sich um. Er sah nur die offene Türe und schloß behutsam das Fenster, wie einer, der daran ist, auf einer unlauteren Sache ertappt zu werden.

Leise versuchte er, auch die Tür zu schließen, als sein Fuß an Gabriele stieß, die mit entsetzten Augen und lautlosen Lippen zu ihm emporstarrte, als handle es sich um einen Gestorbenen, der in absolut widerrechtlichen und wahnsinnigen Bewegungen da herumging.

Er hob sie auf, und sie hing ganz leblos in seinen Armen. So trug er sie hinein und setzte sie auf ihr Bett.

Als er das Licht aufgedreht hatte, blinnte sie noch mit derselben Mengstlichkeit um sich und war völlig verstört. Ein Zucken ging durch ihre Glieder, als ob es sie fröstelte.

Da nahm Roman Henry ihre kleinen Füße in seine Hände und suchte sie zu wärmen, sprach gütig und voll



Provence und Riviera Abb. 1. Dorf Bedoin in der Provence mit Mont Ventoux im Hintergrund (in der Mitte). Phot. G. Täuber, Zürich.

Liebe zu ihr wie zu einem verwirrten Kind, und Gabriele lehnte sich an seine Schulter und wußte kein Wort zu sagen. Erst allmählich quoll ein frohes, befreiteres Atmen in ihr auf, wenn sie auch noch gar nicht imstande war, über das Geschehene nachzudenken.

Roman Henry aber sprach gar nichts vom Fenster. Er fragte auch nicht, aus welchem direkten Grunde sie eigentlich weinte, sondern kam sich wie ein Bülfer vor, der ein absonderliches Gelüft mit einer Katastrophe gesüht und noch zu sühnen hätte.

Vielleicht war es auch gerade das Empfinden, daß er sie mit der einfachsten, aufrichtigsten Erklärung des sonderbaren Ereignisses aus irgend einem schwierigen Zusammenhang nicht trösten konnte, was Gabriele so lange nicht zu sich selbst kommen ließ.

„Ich möchte schlafen . . .“ sagte sie zuletzt, und dies war das einzige Wort, das sie während des ganzen Vorganges gesprochen.

Roman Henry hüllte sie ein, küßte sie auf ihre müden nassen Augen und löschte aus. Dann ging er vorsichtigen Schrittes. Wie aus einem Krankenzimmer. Aber er hatte jetzt doch einen Schlüssel zu mancherlei gefunden, und dieser Ausblick verscheuchte nicht nur etliche seiner trüben Träume, sondern ließ auch in seinem körperlichen Empfinden eine offenkundige Besserung eintreten.

* * *

Zwei Tage darauf saß er nachmittags vor dem Kamin. Es war draußen kühl und regnete einformig und mit der Aussicht auf eine große Dauer. Vor ihm prasselte das Kohlenfeuer und warf zuweilen kleine feurige Stücke ins Zimmer, die dann runde braune Löcher in den Teppich fraßen.

Gabriele schlief nebenan.

Roman Henry hielt ein Reagensglas mit Wasser in der Hand, nahm dann eine Messerspitze Morphinum und eine solche Cocain und hielt das Glas über das Feuer.

Anfänglich war unten noch ein heller Niederschlag; aber schnell lösten sich die Kristalle. Zwischendurch fiel ihm ein, daß Morphinum bei sehr hohen Temperaturen die

Wirkungsfähigkeit verliert. Sorgsam schüttete er dann die Lösung in einen Kristallflacon.

Durch das halboffene Fenster hörte er Kinder von der Straße schreien. Langgezogene Töne eines Nebelhorns kamen von der Seine her. Es war ihm froh zu Mut.

Wie lauschend stellte er sich ans Fenster. Wenn er jetzt hinunter sah auf die Holzklötzchen des Pflasters, lag für ihn darin etwas aufreizend Fesselndes.

In jener Nacht hatte er dies entdeckt. Plötzlich war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß da etwas bestand, was für ihn vielleicht eine Entscheidung bedeutete.

Mit fast ehrfurchtsvoller Scheu gingen seine Gedanken um dieses für ihn noch unabgeklärte Feld herum. Vielleicht lag da etwas derart Starkes, Ueberwältigendes, daß es einen Gegenjag darstellte zu allen andern krankhaften Sensationen, die er nicht mehr entbehren konnte. Wenn das möglich wäre, war er gerettet.

Der Gedanke stieg ihm wie ein jubelnder Rauch ins Gehirn, und das Blut pochte so stark in den Schläfen, daß ihm schwindelte. Er mußte sich setzen.

Es überfiel ihn wieder eine furchtbare Depression. Wenn für diese Möglichkeit, sagte er sich, irgend eine logische Begründung aufzubringen wäre, hätte sie für ihn keinesfalls diesen überwältigenden Charakter. Dann war es etwas Normales, etwas, was ihm der Arzt auch schon längst in Aussicht gestellt hatte. Im Unwahrscheinlichen, Unmöglichen lag für ihn die Täuschung.

Roman Henrys Gesicht war im Ausdruck des Mutes und der Flächen um die Augen wieder sehr kläglich. Er hatte den Ausblick verloren. Er wußte in seinem jetzigen Zustand noch, wie sehr er seinen Schlüssen zu mißtrauen hätte.

Trüblich starrte er hinunter. Da kam es wieder über ihn. Diesmal stärker. Er wollte jetzt auch sich



Provence und Riviera Abb. 2. Observatorium auf Mont Ventoux (1912 m). Meteorolog Provane und sein Assistent an einem Aprilmorgen früh 6 Uhr bei 10° unter Null. Phot. G. Täuber, Zürich.

gehen lassen, der Sensation entgegenkommen. Langsam stieg es von unten zu ihm auf wie Kreise. Es lag darin gar nichts Sonderbares mehr. Aber eine Sekunde lang, vielleicht nur während der Dauer eines Atemzuges, war ihm, als ob die Tiefe schwand. Die Kreise waren genau auf der Höhe der Fensterbank.

Er wußte sich nicht zu fassen. War das eine Entdeckung? Oh, er war ja weder ehrgeizig, noch präntiös! Es lag ihm nicht daran, daraus einen wissenschaftlichen oder ökonomischen Nutzen zu ziehen. Aber wenn es möglich wäre, unter gewissen, natürlichen seltenen Umständen das ganze Schema der Anschauung von drei auf zwei Dimensionen zu reduzieren . . . Was wäre das für ein Gewinn!

Zu seltsam! Einen Augenblick vermochte er nicht

mehr weiterzudenken. Er hörte nur die Halsader klopfen. Das Problem war so groß, daß es ihn ängstigte. Mit beiden Händen hielt er die Lehne des Stuhles und blickte mit listigen Augen umher und blinzelte hämisch, als ob er jemand gegenüber säße, der diese Tatsachen zu bestreiten suchte. Allmählich wurde ihm das Bild wieder klarer. Die Kalkulation stimmte doch nicht ganz. Es fehlte ja eigentlich nur die Tiefe. Die Höhe schien noch unweigerlich vorhanden, und die Verminderung betrug nur ein halb.

„Schade,“ sagte er sich, „daß die Abrundung nicht vollzogen werden kann!“

Jetzt wurde er aber auf einmal sehr schwach und sank zurück. Er wollte noch nach dem Tisch greifen, den Flacon in die Hand zu bekommen, aber schon schlief er ein.

(Fortsetzung folgt).

Durch die Provence und Riviera.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und von J. Weidmann, Zürich.

Die gottbegnadeten Gefilde der Troubadours und die azurblaue Mittelmeerküste bilden den Traum des Nordländers, wenn des Winters Nacht sich bricht und unbeständiges Schneetreiben, vermischt mit Regen und Sonnenschein, des Frühlings Nahen kündigt. Es ist rührend zu lesen, wie schon die alten Helvetier aus Sehnsucht nach den mildern Fluren des südlichen Gallien die Auswanderung beschlossen, ihre bescheidenen Wohnstätten einäscherten und mit Sack und Pack vor Genf und an die Saône zogen, wo ihnen Cäsar mit seinen sieggewohnten Legionen Halt gebot. Damals freilich war eine Reise lang und mühsam; die Seltenheit der Brücken, die schlechte Beschaffenheit der nur für zweirädrige Karren berechneten Sträßchen nötigten zu langsamem Vorgehen . . . Wie ganz anders heute! Ueber Nacht, sozusagen im Schlaf, wird Lyon von der deutschen Schweiz aus erreicht. Die gesamte Umgehung der südwestlichen Alpenkette, aus der hier einige interessantere Partien herausgegriffen werden sollen, dauerte nebst ordentlichen Fußmärschen nur zwölf Tage und kostete bloß etwa 230 Fr., wovon rund 80 Fr. auf das Rundreisebillet entfielen. Gespart wurde nirgends an unnützem Ort; das Nachtlager war immer angenehm (Preis meist 2½—3 Fr.) und das Essen und Trinken reichlich (fast immer à prix fixe 2½—4 Fr. einschl. Wein). Ja, es hätten ganz wohl noch einige Griparrnisse gemacht werden können, führen doch jetzt erfreulicherweise auch die italienischen Bahnen Schnellzüge mit dritter Wagenklasse, während wir aus Vorsicht dort zweite Klasse bestellt hatten, und in italienischen, teilweise auch französischen Hotels ist es bei frühem Aufbruch (gewöhnlich etwa sechs Uhr morgens) nicht erforderlich, wegen einer Tasse Kaffee mit Milch nebst Brot und ein wenig Butter das Personal, das um Mitternacht zu Bett gegangen, zu derangieren, wofür in der Regel Fr. 1.25 verrechnet wird, sondern man läßt sich das Frühstück auf dem Wege zum Bahnhof oder im Bahnhof selbst geben und zahlt dann nur die Hälfte oder ein Viertel.

Der Mont Ventoux. Gelegentlich etwas abseits von der Heerstraße zu gehen, verschafft bei einer längern Reise mannigfachen Vorteil: mag die Bahnfahrt mit ihren Ausblicken in die Landschaft noch so fesselnd sein, auf die Länge wirkt sie ermüdend, und das Interesse erlahmt. Da muß man eben die Fahrt unterbrechen. Das Landesinnere zeigt uns aber eine Menge von Dingen, die wir noch gar nicht beachten: es stellt uns die Leute vor, wie sie zu Hause leben, nicht bloß, wie sie sich inmitten der bunten internatio-

nalen Gesellschaft ausnehmen. So besichtigten wir am 2. April Lyon mit seinen modernen, sauberen, geraden und etwas einträchtig wirkenden Straßen, seinem herrlichen Parc Tête d'Or mit künstlichem See und zoologisch-botanischen Merkwürdigkeiten, nebst der hübschen Ausblicke in die Alpen und die Cevennen gewährenden Fourvière-Anhöhe, die, wie natürlich in katholischer Gegend, mit Kirchen besetzt ist und zwar besonders einer neuen, reich geschmückten, deren Bau angelobt wurde für den Fall, daß die Preussens im Siebzigerkrieg nicht kämen, Lyon zu erobern, worauf, als sie wirklich nicht kamen, die Gaben, Gold und Diamantschmuck der Frauen in ununterbrochenem Strome flossen.

Dann verließen wir unser gutes Hôtel des Etrangers, fuhren nach Orange und von dort mit einer Sekundärbahn in etwa einer Stunde nach dem Städtchen Carpentras. Zu nicht geringem Befremden ist man genötigt, bei der Paris-Lyon-Mediterranée-Bahn überall die Geleise zu überschreiten, während dies bei uns streng verboten ist. Ja, ich mußte zur Beschaffung der Billette dem ganzen Zug entlang und vor der in Abfahrt begriffenen Lokomotive vorübergehen. Das wurde mir jedoch erst auf Befragen gesagt. Ausrufen und Schreien gibt es nicht; jedermann geht still seines Weges und kennt seinen Platz. Freundsliche Studenten zogen von Grenoble nach Haus in die Ferien. Von Carpentras brachte uns ein Postomnibus in zwei-



Provence und Riviera Abb. 3. Bei Carpentras. Post nach Bedoin mit Dr. Täuber als Passagier. Phot. J. Weidmann, Zürich.